

Die Kinderkunst bei den Völkern höherer und niederer Kultur.

Ein Beitrag zur vergleichenden Pädagogik.

Von Dr. Johannes Kretzschmar.

ES ist offenbar als ein Verdienst der neueren Naturwissenschaft zu bezeichnen, daß in der pädagogischen Literatur seit Darwin und Haeckel sich die Aufmerksamkeit der Forschenden mehr und mehr dem Studium der äußeren Einflüsse und ihrer Bedeutung für die geistige Entwicklung und die Erziehung zuwendet. Früher wurden diese Einflüsse mehr oder weniger ignoriert; diese Tatsache ist überall dort zu erkennen, wo es sich darum handelt, die Stufen der seelischen Entwicklung des Kindes festzustellen. Was Rousseau im „Emil“ bietet, ist reine Evolution, Entwicklung von innen heraus, abhängig von den Bedingungen des körperlichen Wachstums. Das Grundprinzip ist für ihn das im Laufe der Jahre beim Kind sich allmählich ändernde und verschiebende Verhältnis von Kraft und Bedürfnis; im ersten und zweiten Lebensjahre bleibt die Kraft bedeutend hinter dem Bedürfnis zurück, vom dritten bis zum zwölften Jahre halten sich beide das Gleichgewicht, vom zwölften bis zum fünfzehnten Lebensjahre zeigt sich ein erheblicher Kraftüberschuß, der später wieder zurückgeht. Die Pädagogen des 19. Jahrhunderts erwähnen zwar gelegentlich die Abhängigkeit von äußeren Bedingungen; Herbart hat auf Umgang und Erfahrung, Waitz auf Natur und Gesellschaft hingewiesen. Aber sie gehen diesen Fragen nicht weiter nach; die pädagogischen Lehrbücher ihrer und der folgenden Zeit weisen auf die Wichtigkeit der sogenannten „Miterzieher“ hin, lassen es aber damit genug sein und machen dieselben nicht zum Gegenstande eindringender Forschung. Selbst Darstellungen der letzten Jahrzehnte stehen in dieser Beziehung noch auf dem alten Standpunkte. Was wir in der „Erziehungs- und Unterrichtslehre“ von Beneke über die Kindheitsstufen lesen, unterscheidet sich in dem Grundgedanken nicht wesentlich von dem, was wir bei Pfisterer, Hartmann, Sully, Claparède u. a. finden. Zwar tritt in allen diesen psychogenetischen Versuchen das Bestreben hervor, der Bedeutung der Sinne gerecht zu werden — nihil est in intellectu,

quod non antea fuerit in sensu — aber die Einbeziehung der Sinnestätigkeit reicht nicht weit. Hartmann begnügt sich mit der Feststellung, daß vom ersten bis zum dritten Jahre „die Entwicklung der Sinne überwiegt“ und vom dritten bis zum sechsten Lebensjahre das Kind „sich nun nicht mehr bloß aufnehmend, sondern auch reproduzierend verhält“¹⁾; die Berücksichtigung der sinnlichen Wahrnehmung erstreckt sich also hier nur auf die ersten drei Lebensjahre.

Diese Richtung innerhalb der Pädagogik steht, wie bereits angedeutet wurde, heute nicht mehr allein da; ihr steht eine andere Richtung gegenüber, deren Denken sich unter den Nachwirkungen der naturwissenschaftlichen Deszendenztheorie vollzieht. G. A. Lindners 1889 veröffentlichter „Grundriß der Pädagogik als Wissenschaft“ („Im Anschluß an die Entwicklungslehre und Soziologie“) bedeutet hier das erste bewußte Abweichen von der alten Bahn; auf Waitz hinweisend unternimmt er den ersten Versuch — der freilich leider mißglückte — die Geistesentwicklung des Kindes unter dem Gesichtspunkte der „Anpassung“ zu sehen. Ihm folgte 1898 N. Oppenheim mit seinem Buche: „Die Entwicklung des Kindes, Vererbung und Umwelt“; vor diesem hatten G. Romanes („Die geistige Entwicklung beim Menschen“, 1893) und J. M. Baldwin („Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse“, 1895) auf den hohen Wert der psychischen „Accommodationen“ und „Adaptationen“ aufmerksam gemacht. Freilich stehen diese Werke allzusehr im Banne der naturwissenschaftlichen Theorie, und dieser Umstand beeinträchtigt ihre Brauchbarkeit; sie nehmen einerseits die Darwinsche Hypothese für wissenschaftliche Tatsache und kommen andererseits aus der Physiologie nicht heraus, bieten also keine eigentliche Psychologie. An Baldwin besonders ist hervorzuheben, daß er mit Nachdruck die Imitation, die Nachahmung als für die geistige Entwicklung wichtiges Moment betont. Er weist darauf hin, daß die Kinder in höherem Grade imitativ sind als die Tiere und daß sie „durch die ganze Macht der Rassengeschichte dazu gedrängt werden, nachzuahmen“. Wie er hat dann auch A. E. Chamberlain auf die Bedeutung der Nachahmung hingewiesen²⁾, unter den deutschen Forschern Männer wie Wundt, Stern, Meumann, Kerschensteiner. Stern hat 1906 auf dem ersten Kongreß für Kinderforschung in seinem Vortrage über „Die Grundfragen der Psychogenese“ und 1907 in seinem Aufsätze über die „Tatsachen und Ursachen der seelischen Entwicklung“, der im ersten Heft der Zeitschrift für angewandte Psychologie erschien, auf den Gegensatz zwischen dem Nativismus und dem Empirismus aufmerksam gemacht — dem „Nativismus, der alles dem Innenfaktor, und dem Empirismus, der alles dem Außenfaktor zuzuschreiben geneigt ist“; er konstatiert, daß „die Unterscheidung, welche Seiten eines Entwicklungsphänomens auf dem inneren Faktor der Veranlagung und welche

¹⁾ Deutsche Blätter für erziehenden Unterr. 1894, S. 94 f.

²⁾ Die Entwicklungshemmung des Kindes bei den Naturvölkern und bei den Völkern von Halbkultur (Ztschr. f. päd. Psych. u. Path. 1900, S. 303 f.)

auf dem äußeren der Umweltbeeinflussung beruhen, oft sehr schwierig ist“. Wundt und Meumann sind dem Problem der äußeren Beeinflussung an einem konkreten Einzelfalle nachgegangen, der Kindersprache. Die ältere Theorie, vertreten durch Lindner, Strümpell, Ament u. a., schrieb dem Kinde die Fähigkeit der selbständigen Sprachschöpfung, der Worterfindung zu. Gegen diese Theorie hatte gelegentlich bereits L. Paul in den „Prinzipien der Sprachgeschichte“ Front gemacht. Wundt und Meumann wandten sich gegen sie in eingehenden Untersuchungen, ersterer in den „Essays“ und in der „Völkerpsychologie“, letzterer vor allem in seiner Arbeit „Die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde“. Für Wundt ist „die ganze sogenannte Kindersprache, in der mancher Beobachter eine Quelle fortdauernder Spracherzeugung finden wollte, im wesentlichen nichts anderes als eben diejenige Sprache, welche die Mütter und Ammen reden, wenn sie der Bewußtseinsstufe des Kindes sich anzupassen suchen“. In gleicher Weise hat Meumann den Standpunkt mit Nachdruck vertreten, daß diese Sprache der ersten Kinderjahre nicht im Kinde als etwas Ursprüngliches entsteht, sondern daß sie bloß Leihgut ist, von der Umgebung durch Nachahmung aufgenommen. An einem anderen konkreten Beispiel hat Kerschensteiner die Bedeutung der Umwelt zu zeigen versucht, an der Kinderkunst. Vor ihm leugnete bereits Wundt die Fähigkeit des Kindes zu spontaner Kunstschöpfung; seiner Überzeugung nach bedarf dasselbe insbesondere beim Zeichnen „energischer Anregung“ von außen her und gelangt nicht „ohne äußere Anforderung und Anleitung“ zur graphischen Darstellung. Kerschensteiner ist ihm hierin gefolgt und hat in seiner „Entwicklung der zeichnerischen Begabung“ wiederholt auf die äußere Beeinflussung hingewiesen. Er hat sich zu der Ansicht bekannt, daß „ein japanisches Kind, das in Deutschland erzogen ist, im Sinne der europäischen Kunst, ein deutsches Kind in Japan im Sinne der ostasiatischen Kunst sich entwickeln würde“; er ist auch der Ansicht, daß das Emporsteigen zu einer höheren Stufe zeichnerischer Darstellungsfähigkeit in der Hauptsache zurückzuführen ist auf die Betrachtung von Bilderbüchern, Unterweisung und Belehrung, nicht also durch inneres geistiges Wachstum, durch selbständige Produktion.

Die Bedeutung des „Milieus“ für die Entwicklung des Kindes wird also, wie wir hier sehen, in der Gegenwart weit mehr gewürdigt als früher; ja, man könnte sogar behaupten, daß die Neigung besteht — um in Sterns Worten zu sprechen — „alles dem Außenfaktor zuzuschreiben“, daß also der Empirismus entschieden überwiegt und dominiert. Und doch sind wir, wenn wir die Dinge genauer betrachten, mehr Nativisten, als wir zugestehen möchten. An Wundt läßt sich dies recht deutlich erkennen. Trotz seiner Anschauung über die Sprache und die Kunst des Kindes muß er als Anhänger des Evolutionismus bezeichnet werden; er unterschätzt und verkennt den Außenfaktor, er betrachtet ihn in gewissem Sinne als Hindernis der eigentlichen seelischen Entwicklung und unterscheidet scharf zwischen „natürlicher“ und „beeinflußter“

Entwicklung. In der „Einführung in die Psychologie“ (1911) stellt er den Satz auf, die Erforschung der Psychogenese liefere „nur spärliche und zum Teil zweifelhafte Ergebnisse“, weil es „schlechthin unmöglich sei, das Kind den Einflüssen zu entziehen, die von frühe an die Umgebung ausübt“. Er glaubt also offenbar, die „reine“ Psyche zu erhalten, wenn es ihm gelingt, die Einflüsse zu eliminieren. Diese Ansicht führt er in der „Völkerpsychologie“ bei der Erörterung des Sprachproblems durch. Er konstatiert zwar die Tatsache, daß die Kindersprache kein Produkt der Erfindung, sondern der Nachahmung sei, hält sie jedoch trotzdem für keine natürliche Erscheinung, d. h. nicht für eine Erscheinung, wie sie nach den Naturgesetzen eigentlich erwartet werden müßte: „Die Sprachbildung unserer Kinder ist, weil sie unter dem Einflusse der redenden Umgebung stattfindet, eine verfrühte Entwicklung; sie wird hervorgerufen, lange bevor sie spontan erfolgen würde“ (I, 1; S. 286). Die Umgebung mit ihrem Einflusse wird hier wiederum als ein in gewisser Beziehung unwillkommener Faktor dargestellt, den man aus dem Wege räumen muß, wenn man das „Ding an sich“ — die „reine“, „unbeeinflusste“ Entwicklung erkennen will. Wundt ist mit seiner Anschauung nicht allein geblieben. Auch Meumann glaubt auf die Tatsache hinweisen zu müssen, daß „die spontane Sprachtätigkeit der mehr oder minder sich selbst überlassenen Kinder später hervortritt als die Sprache des vom Erwachsenen beeinflußten Kindes“, und folgert: „Es muß notwendig angenommen werden, daß die äußere Beeinflussung der Erwachsenen den spontanen und dispositionellen Entwicklungsfaktoren der kindlichen Sprache bedeutend vorgreift“. Auch H. Idelberger hat sich in seiner Untersuchung über die „Hauptprobleme der kindlichen Sprachentwicklung“ auf den gleichen Standpunkt gestellt und behauptet, daß „die äußere Beeinflussung den spontanen und dispositionellen Entwicklungsfaktoren zeitlich bedeutend vorgreift und die Sprache vorzeitig hervortreibt“¹⁾. Überall ist hier also, wie man sieht, trotz der Berücksichtigung der äußeren Einflüsse, die Hinneigung zum Evolutionismus stark vorherrschend, der Glaube an eine von den Einflüssen der Umwelt unabhängige, lediglich von innen heraus kommende geistige Entwicklung dominierend.

Das Problem, um das es sich für unsere Untersuchung handelt, ist hier klar und deutlich vorgezeichnet: Es kommt offenbar darauf an, dem Außenfaktor die richtige Stellung gegenüber dem Innenfaktor — der seelischen Anlage — anzuweisen und dadurch dem Begriff der äußeren Beeinflussung in der Entwicklungspsychologie sowohl wie in der Pädagogik zu der ihm gebührenden Würdigung und Bewertung zu verhelfen. Fassen wir die Erziehung als bewußt und planmäßig geleitete Entwicklung auf, so zeigt sich deutlich, welche Schwierigkeiten der Untersuchung harren; es handelt sich darum, die „reine“, „natürliche“ Entwicklung abzugrenzen gegen die von der Umgebung

¹⁾ Ztschr. f. päd. Psych. 1903, S. 241 f.

„beeinflußte“ und gegen die vom Erzieher systematisch geleitete Entwicklung. Es ist klar, daß eine derartige Untersuchung nur zu befriedigenden und wissenschaftlich brauchbaren Resultaten gelangen kann, wenn sie möglichst weit greift und sich auf reiches Vergleichsmaterial stützt; hier winkt der vergleichenden Psychologie ebensowohl ein reiches Arbeitsfeld wie der vergleichenden Pädagogik. Letztere ist naturgemäß an der Frage nach den „Miterziehern“ besonders lebhaft interessiert, und es läßt sich sogar, wie sich zeigen wird, die Frage aufwerfen, ob nicht die Erforschung dieser sogenannten Einflüsse ebenso sehr Sache der Psychologie als insbesondere auch der forschenden Pädagogik ist. Die ethnologische Methode ist hierbei unentbehrlich, die Untersuchung muß unbedingt mit auf die Kinder der Naturvölker — ihre Entwicklung und ihre Erziehung — ausgedehnt werden. Die komparative Erziehungswissenschaft hat ja ein weites, unbegrenztes Gebiet vor sich. Selbst an Tieren lassen sich pädagogische Studien machen, und vieles, was unter der Flagge der Tierpsychologie segelt, ist als Eigentum der pädagogischen Wissenschaft zu reklamieren, ist als Tierpädagogik zu bezeichnen. Die jungen Tiere werden von den Alten erzogen, sie erwerben von diesen die zur Selbsterhaltung nötigen Fertigkeiten; der Fuchs lehrt seine Jungen den Mäusefang, der Schwan das Tauchen, die Schwalbe das Fliegen. Mit Nachdruck hat Baldwin auf die Bedeutung der Nachahmung für die geistige Entwicklung des jungen Tieres aufmerksam gemacht: „Es ist wahrscheinlich, daß viele der ‚angeborenen‘ Fähigkeiten der Tiere durch gegenseitige Nachahmung der Individuen derselben Art hervorgerufen, vervollkommenet und konstant wirkend erhalten werden. In diesen Fällen kann die Gegenwart der Nachahmung nur durch die künstliche Trennung von den Genossen, der Jungen von den Jungen usw. entdeckt werden; und in der Tat kommen interessante Fälle von verstümmelten Leistungen bei einer solchen Trennung ans Licht, wie z. B. das mißratene Krähen junger Hähne, das Fehlen des Bellens bei jungen Hunden, der Verlust der Form beim Nestbau junger Vögel — wenn das Beispiel, das die Eltern geben, in diesen Fällen aus dem Spiele bleibt¹⁾“. Unsere pädagogische Literatur ist außerdem reich an Beobachtungen über die Erziehbarkeit besonders intelligenter Tiere, über die Ergebnisse der Dressuren „kluger“ Pferde und Hunde, die, wie ihre Dresseure behaupten, sogar lesen und rechnen können; der Wissenschaft ist es hier oft nur unter großen Schwierigkeiten gelungen, festzustellen, — wie der Fall des „klugen Hans“ in Berlin beweist — daß selbst das intelligenteste Tier über eine gewisse untere Grenze der Erziehbarkeit nicht hinaus zu gelangen vermag. Wenn also die pädagogische Wissenschaft in der Lage ist, sogar in die Zoologie hinüberzugreifen und das junge Tier zum Gegenstande der Betrachtung zu machen, so hat sie selbstverständlich in viel höherem Grade noch die Möglichkeit und Gelegenheit,

¹⁾ „Die Entwicklung usw.“, S. 277.

das Gebiet der Ethnologie zu betreten und die unter dem Einflusse niedriger Kulturen aufwachsenden Kinder zu erforschen. Die Pädagogik der Naturvölker ist in dieser Beziehung eine höchst wertvolle Ergänzung zur Erziehungsgeschichte der Urzeit, insbesondere auch der germanischen. Schon ein kurzer orientierender Blick über die Geschichte der deutschen Erziehung von der Urzeit bis auf die Gegenwart lehrt, wie die Kinder der verschiedenen Jahrhunderte sich unter verschiedenen Kulturbedingungen entwickeln, wie jedes Kind eines neuen Jahrhunderts in eine immer reicher werdende Kultur hineinversetzt wird. Leider sind wir über die germanische Urzeit sehr mangelhaft unterrichtet, da es an Quellenmaterial fehlt; wie die Verhältnisse gewesen sind und im wesentlichen gewesen sein müssen, lehrt hier eben die vergleichende Orientierung mittels der Völkerkunde, denn in den Naturvölkern haben wir einen Rest lebendig gebliebener Urgeschichte vor uns.

Ehe wir nun daran gehen können, uns der Kindheitsentwicklung bei den Naturvölkern etwas eingehender zuzuwenden, müssen wir rasch noch einige Voraussetzungen machen, ohne die ein richtiges Verständnis der fremden, primitiven Verhältnisse nicht möglich ist. Zu diesen notwendigen Voraussetzungen gehört zunächst die Feststellung, daß die sprachliche, ästhetische, moralische und religiöse Entwicklung nicht identisch ist mit der psychischen Entwicklung selbst. Die Darstellungen zur Kinderpsychologie begehen sämtlich den Fehler daß sie die Kunst des Kindes, seine Sprache usw. lediglich als seelische Vorgänge auffassen und ohne weiteres der Psychologie einverleiben. Das ist offenbar nicht richtig, wie ein Blick auf die Völkerpsychologie lehrt. Die Völkerpsychologie wird vielfach mit Recht als Kulturpsychologie definiert, deren Aufgabe darin besteht, die Kulturerscheinungen — Sprache, Kunst, Religion, Sitte, Recht — psychologisch zu erklären. Die Kunstentwicklung wird also hier keineswegs mit psychischer Entwicklung identifiziert, sondern beide Reihen werden scharf voneinander getrennt. Aus verschiedenen Äußerungen Wundts geht dies sehr klar hervor. Er weist der Völkerpsychologie die Aufgabe zu, diejenigen psychischen Vorgänge zu erforschen, „die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse zugrunde liegen; sie „sucht die in den Erscheinungen des gemeinsamen Lebens objektiv hervortretenden Gesetze auf der Grundlage gewisser allgemeingültiger psychischer Motive, die sie dem individuellen Seelenleben entnimmt, und der besonderen Bedingungen, unter denen diese Motive auf den verschiedenen Stufen der Kultur wirken, psychologisch zu interpretieren“¹⁾. Wiederholt hat er sich dagegen verwahrt, daß die geistigen Erzeugnisse der Völker, wie Kunst, Literatur, Wissenschaft, als Probleme der Psychologie betrachtet werden; die Kultur ist nicht der psychische Vorgang selbst, sondern das Produkt, das Erzeugnis desselben.

¹⁾ „Völkerpsychologie“, I, 1; S. 6; „Probleme der Völkerpsychologie“, S. 68.

Die gleiche These muß selbstverständlich auch Geltung besitzen für das Gebiet der Kinderforschung; sie muß es umso mehr, da die neuere Literatur überall mit Nachdruck die Tatsache betont, daß das Kind seine Kultur sich nicht selbst schafft, sondern durch Nachahmung von außen her aufnimmt. Die Untersuchungen zur Kindersprache sind als Beweis hierfür bereits herangezogen worden; es ist an Wundt, Meumann, Idelberger erinnert worden. Wundt selbst unterstreicht stark den Satz: „Was sich die Gattung in allmählichem Fortschritt zahlloser Generationen erringen mußte, das ist für den Einzelnen von früh an überlieferter Besitz.“ Die Kunst des Kindes, die Sprache des Kindes gehört nicht in die Psychologie, sondern in die Pädagogik, deren Hauptaufgabe darin besteht, die Entstehung der Kultur im heranwachsenden Individuum zu erforschen; die Psychologie untersucht lediglich die psychischen Bedingungen des kindlichen Kulturerwerbs, untersucht die seelischen Voraussetzungen, unter denen das Kind in den Besitz von Sprache, Kunst, Religion, Sitte gelangt.

Diese Scheidung zwischen der psychischen und der kulturellen Entwicklung des Kindes ist die erste Voraussetzung, die wir machen müssen. Zu dieser tritt sofort noch eine zweite, nicht minder wichtige und bedeutungsvolle, die speziell für die Kulturentwicklung im Kinde — also nicht für die Psychogenese — in Betracht kommt. In der Kinderforschung, der Pädologie, spielt ebenso wie in der Universalgeschichte und der Ethnologie jene Frage eine Hauptrolle, die wir schon oben berührten: Erfindung oder Nachahmung? Die moderne Forschung ist geneigt, die Produktionsfähigkeit des Kindes in Abrede zu stellen und letzteres als ein lediglich zur Nachahmung befähigtes Wesen aufzufassen. Dieser Standpunkt ist zweifellos einseitig, wie wir sehen werden. Das Kind ist auch zur selbständigen Kulturerzeugung fähig und verhält sich nicht bloß rezeptiv. Allerdings ist die Nachahmung der normale, die selbständige Produktion der anormale Fall. Das ist nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob das über den geistigen Durchschnitt hinausragende, besonders begabte Individuum in größerem Maße die Gabe der Erfindung besäße als das minder begabte Individuum. Die Sache ist vielmehr so zu denken, daß das in der Gemeinschaft von Erwachsenen lebende und aufwachsende Kind naturgemäß sich nachahmend verhält, während eine Gruppe isolierter, von den Erwachsenen getrennt aufwachsender Kinder — diese Isolierung würde also der vom Normalen abweichende Fall sein — sich gar nicht nachahmend betätigen kann, sondern als die primitivste Form menschlicher Gemeinschaft zur Erzeugung bestimmter, wenn auch primitiver Kulturwerte ohne fremdes Zutun gelangen muß. Die Ethnologie weiß hierzu sehr lehrreiche Fälle zu berichten, die diese Möglichkeit insbesondere an der Sprachbildung vortrefflich illustrieren; die Kulturentwicklung muß in einer solchen „unbeeinflussten“ Gemeinschaft natürlich gleichsam wieder von vorn beginnen. Wie gesagt wurde, ist aber in der Tat die Nachahmung der normale Fall. Sie wird

nur leider von der Forschung nicht richtig eingeschätzt, nicht richtig bewertet. Es ist durchaus irrig, wenn Wundt, Meumann u. a. die Behauptung aufstellen, daß die Nachahmung zu einer „verfrühten“ Entwicklung führe. Das Milieu, die Umwelt ist für das Kind eine durchaus notwendige Bedingung seiner geistigen Entwicklung. Das vollständig isoliert aufwachsende, einzelne Kind zeigt keine „reine“, „unbeeinflusste“ Entwicklung, sondern verkümmert und bleibt im geistigen Wachstum zurück. Gerade die Entwicklung inmitten der Kulturgemeinschaft, die irrigerweise als „verfrüht“ bezeichnet wird, ist die natürliche, normale. Auch der Begriff der „Nachahmung“ ist wohl nicht ganz glücklich gewählt. Die Nachahmung ist — denken wir sowohl an die Kunst wie an die Sprache — nur Mittel zum Zweck; das Kind ahmt nicht aus bloßer Freude an der Nachahmung selbst die Sprache der Umgebung nach, sondern um sich der gewonnenen Laute als Verständigungsmittel, als Werkzeug der Mitteilung zu bedienen. Außerdem trifft der Ausdruck „Nachahmung“ nicht die Denkinhalte. Religion und Weltanschauung können nicht vom Kinde nachgeahmt, sondern nur aufgenommen, rezipiert werden. Deshalb ist es viel richtiger und zutreffender, die Bezeichnung „Rezeption“ anzuwenden; durch Rezeption gelangt das junge Individuum in den Besitz aller Kulturgüter, welche die ältere Generation aufgespeichert hat, in den Besitz der Kunst, der Sprache und der Weltanschauung. Der Begriff des „äußeren Einflusses“, dessen sich die neuere Literatur so gern bedient, ist ebenfalls, wie sich hieraus ergibt, in der Weise wie er angewandt wird, nicht recht am Platze. Daß das heranwachsende Individuum von seiner Umwelt abhängig ist, ist eine Naturnotwendigkeit, gehört zu den unerläßlichen Bedingungen der Entwicklung, der geistigen ebenso wie der körperlichen. Wenig brauchbar ist der Begriff des Einflusses insbesondere für den Kulturerwerb des Kindes; denn was die Forschung bei der Kunst- und Sprachentwicklung als „Einfluß“ bezeichnet, ist eben die Rezeption, die Kulturaneignung selbst. Der Einfluß besteht nur zu Recht bei der Psychogenese, bei der Evolution der seelischen Anlagen und Kräfte. Ob das seelische Wachstum fortschreitet, ob die niederen Bewußtseinsvorgänge zu höheren werden, das hängt durchaus von den äußeren Bedingungen ab. Sind günstige äußere Einflüsse wirksam, so entwickelt sich die Psyche rasch; fehlen diese Einwirkungen, so bleibt das Individuum geistig zurück. Wir sehen also, wie wichtig und unerläßlich die Scheidung zwischen der psychischen und der kulturellen Entwicklung des Kindes hier ist; sie führt zu der außerordentlich wichtigen Scheidung zwischen der äußeren Beeinflussung der Psychogenese und der Rezeption der Kultur: Die seelische Entwicklung schreitet vorwärts durch die äußeren Anstöße, Einflüsse; die kindliche Kulturentwicklung ist im wesentlichen Aufnahme von Inhalten von außen her, ist fortschreitender Rezeptionsprozeß¹⁾.

¹⁾ Vgl. hierzu Kretzschmar, Entwicklungspsychologie und Erziehungswissenschaft (Leipzig 1912, E. Wunderlich), S. 15 ff.

Treten wir nun mit diesen Voraussetzungen an die Kinderkunst heran als an dasjenige Gebiet, das sich am besten zu weitgehenden Vergleichen eignet, so sind wir uns über den einzunehmenden Standpunkt wohl völlig klar: der psychologische Gesichtspunkt scheidet vorläufig aus, es handelt sich zunächst nur um die kulturell-pädagogische Seite, um den Erwerb der Kunst; es ist darnach zu fragen, ob das Kind allein oder durch Rezeption in den Besitz der Kunst gelangt; erst zuletzt ist die Frage aufzuwerfen, inwieweit die Kunstentwicklung des Kindes — soweit sie gewisse Gesetzmäßigkeiten aufweist — in innerem Zusammenhange steht mit der psychischen Entwicklung.

In der Kunstgeschichte ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, welche Art von Kunst in der Menschheitsentwicklung zuerst auftaucht, die Plastik oder die Malerei. Karl von den Steinen hat sich auf Grund seiner ethnologischen Beobachtungen für die Priorität der bildlichen Darstellung entschieden. Maßgebend war für seinen Standpunkt die Tatsache, daß bei den Indianerstämmen Zentralbrasiiliens, die in der Hauptsache noch auf der Kulturstufe der jüngeren Steinzeit stehen, gewisse Sandzeichnungen von Fischen usw. hohe praktische Bedeutung haben, da sie als Symbole, als Mitteilungen für die Stammesgenossen dienen, die auf den Fischfang ausziehen. Seine Beobachtungen entsprechen denen, die von anderen Forschern in Australien und Afrika gemacht worden sind, wo z. B. Fußabdrücke von bestimmten Vögeln als Felsgravierungen entdeckt wurden. Das praktische Bedürfnis des Lebensunterhaltes wird hier als die natürliche Quelle darstellender Kunst aufgefaßt. Eine andere Ansicht hat A. Riegl in seiner „Geschichte der Ornamentik“ ausgesprochen. Er sieht nicht in der Malerei, sondern in der Plastik das ursprünglich gegebene Gebiet der Kunstbetätigung. Kerschstein er hat zwischen beiden Anschauungen zu vermitteln gesucht. Er nimmt an, daß die Kunst nicht nur eine, sondern mehrere Quellen hat; weder die Plastik noch die Malerei hat nach seiner Meinung ein Vorrecht auf die Priorität, sondern beide treten in Verbindung mit der Ornamentik gleichzeitig nebeneinander auf. Diese interessante Frage zu lösen, die auch Ricci in seinem Buche „L'Arte dei bambini“ berührt, ist die vergleichende Kinderforschung zweifellos in hervorragendem Maße befähigt. Zwar ist auch hier Wundt anderer Ansicht. Er meint, die Kindersprache und die freie Kinderzeichnung seien „ohne entscheidenden Gewinn“ für die Sprach- und Kunstgeschichte, hätten also keinen Wert für die Erkenntnis insbesondere von primitiven Kulturzuständen. Indessen dürfte ihm bei diesem Urteile kaum zuzustimmen sein; gesteht er doch z. B. selbst zu, daß die freie Kinderzeichnung dort, wo sie sowohl bildliche Darstellung als auch Symbol der Bildersprache ist, wo sie dem Kinde als Ersatz für die noch fehlende Schrift dient, ein Stadium der allgemeinen Kunstgeschichte darstellt, in dem Malerei und Bilderschrift noch nicht voneinander geschieden sind¹⁾. Was nun den Ursprung der Kunst betrifft, so scheinen alle

¹⁾ „Völkerpsychologie“, II, 1; S. 85 f.; II, 2; S. 165.

Tatsachen dafür zu sprechen, daß die Plastik älter ist als die Malerei; bei der Entwicklung des Einzelmenschen scheint der Drang zum plastischen Formen direkter, unmittelbarer gegeben zu sein als der Drang zu graphischer Darstellung. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man erwägt, daß das Formen mittels Sand, Lehm nichts weiter ist als die Herstellung von körperhaften Gebilden, die anderen Körpern ähnlich sind; die Zeichnung dagegen — und wenn sie noch so primitiv ist — setzt einen gewissen Abstraktionsprozeß voraus. Die Plastik ahmt Körper durch Körper nach, die Malerei hingegen erzeugt nur Symbole, Zeichen; sie stellt das dreidimensionale Gebilde nur zweidimensional dar. Die Malerei muß also in gewissem Sinne ihre Existenz einer Erfindung verdanken, einem Zufall; die Plastik ist in höherem Grade ein Produkt der Notwendigkeit, weil sie natürlicher mit dem Trieb nach manueller Betätigung verbunden ist. Hierzu stimmen sehr gut die mannigfachen Beobachtungen, die an Völkern niederer Kultur gemacht worden sind. Die plastisch formende Darstellung, selbst wenn es sich um weiter nichts handelt als um das Anfertigen von Tongefäßen, findet sich, soweit wir unterrichtet sind, ausnahmslos bei allen Völkern der Erde; die Fähigkeit zu graphischer Darstellung scheint hingegen manchen zu mangeln. So haben Quatrefages und Darwin z. B. auf die Pescheräh Südamerikas hingewiesen, die keine Zeichenkunst besitzen, wohl aber ihre Waffen selbst herstellen. In gleicher Weise berichtet E. Schmidt von den Guató Südamerikas, welche die zeichnerische Darstellung nicht pflegen. Auch Ricci hat auf diesen merkwürdigen Umstand aufmerksam gemacht. Die Ergebnisse der Kinderforschung passen sehr gut hierzu. Schon wenn wir bei uns zu Hause die jüngeren Kinder beim Spiel beobachten, müssen wir konstatieren, daß der Trieb zum Formen viel elementarer sich Bahn bricht als der Trieb zum Zeichnen. Man sehe nur, mit welcher Hingabe sich unsere Zwei- und Dreijährigen auf der Straße und auf den Spielplätzen am Sandhaufen beschäftigen, ohne Aufforderung und ohne Anleitung. Hier muß tatsächlich von einem Trieb gesprochen werden und zwar weniger von dem Trieb zur Nachahmung als vielmehr von dem physiologisch begründeten Trieb zu manueller Betätigung, zur Darstellung. Hier haben wir den eigentlichen, ursprünglichen Kunsttrieb vor uns, der als vererbte Anlage erscheint; aus sich selbst heraus, dem inneren Drange folgend, kommt hier das Kind zur Kunst, unabhängig von seiner Umgebung. Das gilt für alle Kinder des Erdballs, bei den Kulturvölkern wie bei den Naturvölkern. Selbst von den Weddas auf Ceylon, die geistig auf niedrigster Stufe stehen, wie uns Sarasin, Moszkowski u. a. gezeigt haben, wird berichtet, daß ihre Kinder mit Vorliebe auf den Sandbänken sich aufhalten und mit dem Sand nach Art unserer Kinder spielen¹⁾. Die Mädchen der Tlinkitindianer spielen — nach A. Krause — soweit sie nicht von den Erwachsenen beschäftigt werden,

¹⁾ Vergl. E. Schmidt, Ceylon, 1897, S. 122. —

sehr gern mit den Kieselsteinen am Meeresstrande, die sie zu allerlei Figuren ordnen. G. Schweinfurth berichtet von den Dinka Afrikas: „In wie hohem Grade alle Gedanken und Empfindungen dieses Volkes auf Viehzucht gerichtet sind, geben die Dinkakinder deutlich zu erkennen, indem sie sich mit Modellieren von Ziegen und Rindern aus Ton belustigen. Das Nämliche berichten uns Reisende von den Kindern der Makololo. Ich hatte nicht selten meine Freude daran, weil diese ersten Versuche in der Plastik einzig in ihrer Art waren im ganzen Lande; es gibt da weder Wandgemälde noch Götzenbilder“. Dieser merkwürdige Fall, daß sich die Plastik nur bei den Kindern, nicht aber bei den Erwachsenen vorfindet, wird auch von den Hottentotten überliefert. K. Woldmann erzählt, daß die Hottentottenknaben vom Oranje-River große Fertigkeit besitzen in der Herstellung von allerlei Tierfiguren aus gebranntem Ton. Diese Vorliebe für die Plastik verschwindet jedoch bald nach den Kinderjahren; bei den Erwachsenen findet sich zwar das Ornament, nicht aber plastische Kunstübung¹⁾. Die Plastik wird auch von den Kindern der benachbarten Kaffernstämme fleißig gepflegt. D. Kidd und A. Kropf haben übereinstimmend beobachtet, wie selbst die noch kleinen Kaffernkinder großes Vergnügen daran finden, Ochsen und Pferde aus Ton zu formen. Nun mag ja auch dort, wo der Einfluß der Erwachsenen ganz offensichtlich fehlt, wie bei den Dinka, den Makololo und den Hottentotten, die Nachahmung nicht ganz auszuschalten sein. Es gibt auch eine Überlieferung vom älteren Kind zum jüngeren Kind, also eine Tradition innerhalb der Kindergenerationen wie bei den Spielen unserer europäischen Kinder. So teilt z. B. K. Weule mit, daß bei denjenigen Negervölkern Afrikas, bei denen die Feuerwaffe Eingang gefunden hat, Bogen und Pfeil sich unter den jüngeren Knaben weiter erhalten. *Tout comme chez nous!* Trotzdem aber läßt sich die Existenz des Triebes zu plastischer Darstellung bei der Kinderwelt an sich nicht bezweifeln; es ist nicht bloß der blinde Nachahmungstrieb, der sich hier äußert, — aus sich heraus, nicht allein durch äußere Anregung vermag schon der kleine Knabe zu seinem ersten Kunstwerk zu gelangen.

Selbst bei der graphischen Darstellung ist diese Möglichkeit nicht ganz auszuschließen. Zwar setzt, wie bereits hervorgehoben wurde, die Zeichnung einen gewissen Abstraktionsprozeß voraus, weil sie ja einen Körper nur als Fläche darzustellen vermag, und insofern muß das Zeichnen vom Individuum jedesmal erst erfunden werden, wenn keine Rezeption stattfindet. Warum soll aber diese Erfindung nicht schon vom Kind gemacht werden können? Es gibt nur zwei Wege, auf denen das Individuum zum Zeichnen gelangen kann: den Nachahmungs- und den Tätigkeitstrieb. Im ersteren Falle, dem gewöhnlich stattfindenden, sieht es jemand die Bewegung des Zeichnens ausführen, fragt nach der Bedeutung dieser Bewegung und ahmt sie nach, rezipiert also. Im

¹⁾ Korrespondenzblatt d. Dtsch. Ges. f. Anthrop. 1907. S. 63.

zweiten Falle kritzelt das Kind vielleicht, mehr oder minder unbewußt, nur dem Drang nach Betätigung folgend, im Sande oder mit Kreide auf einer Holzfläche, entdeckt eine zufällige Ähnlichkeit mit irgendwelchem Gegenstande der Außenwelt und hat damit das Zeichnen „erfunden“. Und besonders auf höherer Altersstufe ist es zweifellos zu selbständigem Fortschritt fähig, es bedarf keineswegs der von Wundt behaupteten „energischen“ Anregung von außen her, um zum Zeichnen zu kommen, da nicht einmal, wie wir hervorgehoben haben, der Nachahmungstrieb die unbedingt notwendige Voraussetzung dazu ist; das Kind besitzt in jeder Beziehung — sowohl in physischer wie in psychischer — die Disposition zum Kunstschaffen, wenn auch die Produkte seines Schaffens auf den Namen „Kunst“ vorläufig noch keinen Anspruch erheben dürfen, und es vermag auch aus eigener Kraft vorwärtszuschreiten in der Entwicklung. Nun ist aber freilich trotz der Fähigkeit zu selbständiger Kunstschöpfung nicht diese selbst, sondern die Nachahmung, die Rezeption für das Kind der normale Fall. Das ist ganz selbstverständlich, wenn man erwägt, daß der Mensch nicht isoliert aufwächst, sondern ein soziales Wesen ist und als solches Nutzen zieht aus den Erfahrungen der älteren Generationen; es wäre ja auch gar kein Fortschritt der Gesamtheit möglich, wenn jedes Individuum wieder von vorn anfangen müßte; den jeweiligen Stand der Kultur seines Volkes kann das Individuum nur durch Rezeption erreichen und erst von da aus durch eigene Produktion den Kulturfortschritt fördern. Das Kind ist zwar aus sich selbst heraus durch seine geistigen Anlagen zur Erfindung befähigt, kommt aber von sich aus doch nur ein winziges Stück vorwärts und bleibt bald auf einer niedrigen Stufe stehen. Welchen Sinn hätte auch die Kulturentwicklung der Jahrtausende, wenn der Einzelne in den zwei Jahrzehnten seines geistigen Wachstums alle die Werte aus sich heraus, kraft seiner Anlagen, zu produzieren vermöchte, wozu ein ganzes Volk, ja die ganze Menschheit so lange, lange Zeit braucht? Die Losung der Natur heißt mit vollem Rechte: Durch die Rezeption zum Kulturfortschritt! So verhält sich also auch in der Kunst — der Plastik wie der Malerei und der Ornamentik — das jugendliche Individuum trotz seiner Anlage vorwiegend passiv, aufnehmend. Bei der Plastik dürfen wir hierbei weniger an das Formen von tönernen Ochsen und Pferden denken als vielmehr an die Herstellung von Werkzeugen. Die Bogen und Pfeile der Weddaknaben lehnen sich ebenso an die Vorbilder der Erwachsenen an wie die Fallen und anderen Fangvorrichtungen der afrikanischen Negerknaben, von denen uns Schweinfurth, Weule, Kidd u. a. erzählen. Das Gleiche gilt von den Borken-Canoes der Tlinkit-Knaben und den aus Binsen geflochtenen Armbändern der Kaffernmädchen. Die Nachahmungsfähigkeit ist hierbei oft ziemlich auffallend. So sagt Kropf von den Kindern der Xosa-Kaffern: „Haben sie etwas gesehen oder gehört, gleich wird das nachgemacht; sie können ganz meisterlich darstellen, wie ein Pferd bald Schritt, bald Trab, bald Galopp läuft, wie der Springbock

springt, wie die Hyäne, der Hund oder sonst ein Tier läuft oder schreit; dabei sprechen diese kleinen Leute so klug und verständig und so beredt wie die Alten“. Schweinfurth beobachtet selbst bei den ganz kleinen Knaben der Bongo-Neger die Herstellung von Flöten und Monochorden, die sie ohne besondere Anleitung den Alten nachmachen. A. W. Nieuwenhuis beobachtet auf Borneo, wie die Knaben der Dajak selbst die Maskentänze der Erwachsenen nachahmen und in jeder Beziehung bei den Alten die Vorbilder für die Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit suchen. In gleichem Maße gilt das hier von der Nachahmung Gesagte sicherlich auch von der graphischen Darstellung. Es ist zwar leider noch nicht hinreichend durch eingehende Forschungen festgestellt worden, welchen Anteil bei der zeichnerischen Entwicklung die Rezeption gegenüber der autochthonen Entwicklung hat und inwieweit das Kind durch selbständige richtige Naturbeobachtung zeichnerisch fortschreitet; gerade beim Zeichnen mag vielleicht das Kind, wenn es einmal über die Stufe des Kritzelns hinaus zur ersten sinnvollen Darstellung gekommen ist, selbständig mit der wachsenden Beobachtungsgabe zum Fortschritt kommen; es verhält sich hier weniger bloß rezeptiv als beim Spracherwerb und ist sicherlich nicht in dem Maße von der Außenwelt abhängig, als es z. B. Kerschensteiner behauptet. Trotzdem aber muß doch auch bei der graphischen Darstellungsfähigkeit der Außenfaktor, die Rezeption, eine ganz bedeutende Rolle spielen. Die Technik der Perspektive empfängt unsere Jugend von der Umgebung; zu diesem Urteil kommt sowohl Levinstein wie Kerschensteiner. Ebenso wird die bekannte hakenförmige Darstellung fliegender Vogelscharen nur nach Vorlagen nachgeahmt, nicht erfunden. Selbst von einer gewissen Kindertradition können wir im jüngeren Lebensalter, auf den ersten Stufen zeichnerischer Betätigung sprechen: Wem wäre nicht schon aufgefallen, wie der kleine vierjährige Anfänger den sechsjährigen Genossen, der schon etwas Erfahrung besitzt, zu kopieren versucht und ihm hilfesuchend mit der Frage naht: Wie machst du das? Bei den Neger- und Inderknaben ist die Abhängigkeit von der Umgebung natürlich viel deutlicher sichtbar als bei unseren Kindern; der Rezeptionsprozeß tritt hier viel klarer erkennbar in die Erscheinung. In indischen Zeichnungen ist die stete Wiederkehr der Art und Weise auffällig, wie in der Menschendarstellung Augen und Nase, sowie Hände und Füße zu Papier gebracht werden; ebenso finden sich frühzeitig bereits ausgesprochen konventionelle Tierdarstellungen. In den Negerzeichnungen überrascht die stetig wiederkehrende Neigung, den Innenraum der gezeichneten Figur gleichmäßig farbig auszufüllen, bei Bleistiftzeichnungen also z. B. schwarz. Besonders typische Rezeptionserscheinungen finden sich auch in den Darstellungsversuchen japanischer Kinder; sowohl die eigentümliche Art, Menschen zu zeichnen, als auch die Art, den Raum zu Papier zu bringen, können nur durch Rezeption, nicht selbständig erworben sein. Bei Indianerzeichnungen fällt das Konventionelle namentlich in der eigenartigen

Farbengebung auf. Hier verhält sich also offenbar überall das sich entwickelnde Individuum rezeptiv, nachahmend.

Natürlich kann diese Nachahmung leicht zum äffischen Gebahren werden, wenn das Verständnis für den gesehenen Vorgang oder das gesehene Objekt fehlt. Lehrreich sind die Beispiele, die K. von den Steinen hierfür anführt. Er konstatiert zwar von den Bakairi am Amazonenstrom: „Sie paßten gut auf, und es war hübsch, die Lebhaftigkeit und Wichtigtuerei zu beobachten, mit der ein eben gezeigtes Kunststück einem neu hinzutretenden, einem Ignoranten in ihren Augen, beschrieben wurde.“ Aber andererseits weist er darauf hin, daß ihrer Nachahmung oft der Verstand fehlt. Sie versuchen, mit Zündhölzern dicke Baumstämme anzuzünden, nachdem sie das erste brennende Hölzchen gesehen haben; sie ahmen gravitatisch den Gang und die Gebärden der Weißen nach und machen beim Vokabelabfragen Zufallsbewegungen mit, z. B. das Niesen. Ähnliches berichten uns auch die Afrikaforscher. Welcher Wert aber doch diesem Nachahmungstrieb hinsichtlich der Kunstfertigkeiten gerade bei den Völkern niederer Kultur beizumessen ist, geht aus dem Verhältnis der Nachahmung zur Erziehung hervor. Bei den Naturvölkern gibt es keine systematische Ausbildung des Geistes in unserem Sinne, sondern nur die Aneignung der für den Lebensunterhalt notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten; Die Erziehung ist bei ihnen die dringende Forderung des Kampfes ums Dasein. Zwar meint Herbert Spencer in seiner „Erziehung“, die Tatsachen der primitiven Kultur sprächen dafür, daß „sich die Kleidung aus dem Schmuck entwickelt hat“ und daß „die gleichen Beziehungen auch für den Geist gelten“, daß in vergangenen Zeiten und bei den primitiven Völkern „unter geistigen wie unter körperlichen Erwerbungen die dekorativen den nützlichen voranstehen“. Aber er hat darin wie auch in so manchem anderen sicher Unrecht. Die Erziehung dient bei den Naturvölkern dem Nützlichen, nicht dem Dekorativen; gerade die Kinderkunst beweist das. Alle Forscher stimmen darin überein, daß beide Geschlechter so bald als möglich zur Unterstützung der Eltern herangezogen werden. „Auch die Kinder“, erzählt Krause von den Tlinkit, „müssen ihre Kräfte der Gemeinschaft widmen, die Knaben als Gehilfen des Vaters, der sie frühzeitig in allen Künsten und Fertigkeiten des Mannes unterweist, die Mädchen durch Unterstützung der Mutter im Haushalt“. Für das weibliche Geschlecht beginnt die ernste Zeit des Lernens fast noch früher als für das männliche. Weule bemerkt in seinem „Negerleben“: „Man hat in der Afrikaliteratur so unendlich viel von der Glückseligkeit der frühen Kindheit des Negers gesprochen; die Angabe hält jedoch der Probe nicht stand.“ Als Beweis führt er mit die frühzeitige Isolierung des Mädchens und seine frühzeitige Heranziehung zur Arbeit an, während dem Knaben eine längere Spielzeit vergönnt ist: „Die kleinen Jungen rotten sich zu Trupps zusammen, die in Dorf und Pori ihre Spiele treiben; das kleine Mädchen aber fängt sehr bald an, die Mutter durch kleine Hilfeleistungen in Haus und Feld

zu unterstützen.“ In demselben Sinne beobachtet Nieuwenhuis, daß die Mädchen der Urvölker von Borneo „schon früh der Mutter an die Hand gehen“, und K. von den Steinen schildert, wie die kleinen Bakairi-Mädchen kochen und backen. Die Knaben haben überall mehr „Schonzeit“, entsprechend der untergeordneten Stellung der Frau bei den Naturvölkern im allgemeinen; aber auch dann ist ihre Unterweisung durch die Erwachsenen ausschließlich aufs Praktische gerichtet. Nach K. von den Steinen beginnen die Bakairi-Knaben im Alter von 8 bis 10 Jahren „sich ernstlich in der Järgeschicklichkeit zu üben“; nach Nieuwenhaus müssen die Knaben der Kajan auf Borneo vom zehnten Lebensjahre an mit zur Feldarbeit ausziehen. Stets erstreckt sich der Unterricht auf das zur Gewinnung des Lebensunterhalts Notwendige. Die Pflege der höheren geistigen Fähigkeiten fehlt also oder wird nur als etwas Nebensächliches betrachtet. Wir wissen nur noch, daß die Pflege der Muttersprache in der Hand der Mutter liegt und daß ihr auch die Pflicht der religiösen Unterweisung und die gelegentliche Mitteilung der Stammesgeschichte obliegt. Wenigstens berichtet K. von den Steinen, daß „die Tradition mit Vorliebe von den Frauen fortgepflanzt werde“; sein Gewährsmann, auf dessen Aussage er sich stützt, hatte „alle Sagen von seiner Mutter und erklärte, so sei es die Regel“. Von Kunsterziehung hören wir in allen diesen Berichten nirgends etwas; die Kinder der primitiven Völker werden von den Erwachsenen weder zum Formen noch zum Zeichnen angehalten und angeleitet. Sehen wir doch, wie es bei den Hottentotten und den Dinka nur eine plastische Kunst der Kinder, nicht aber eine solche der Erwachsenen gibt, wie also hier der Einfluß der Erwachsenen ganz in Wegfall kommt. Der Nachahmungstrieb ist es also, dem hier, wo die Unterweisung durch die Eltern fehlt, das Kunstschaffen der jungen Generation verdankt wird; wo die Gelegenheit sich darbietet, werden die Erzeugnisse der Alten nachgeahmt; fehlt diese Gelegenheit, dann fehlt sicher nicht die Überlieferung der älteren Kindergeneration an die jüngere.

In welcher Weise nun, unter welchen Bedingungen wächst das junge Individuum in die Kunstwelt seines Kulturkreises hinein? Sind hier Gesetzmäßigkeiten zu beobachten?

Für die Plastik scheint diese Frage keine besonders befriedigende Antwort finden zu können. Sie stellt scheinbar an den jungen Künstler weiter keine Anforderungen als Geübtheit des Auges und der Hand. Deshalb sehen wir zwischen den plastisch geformten Pferden eines sechsjährigen und eines vierzehnjährigen Knaben auch bei uns eigentlich weiter keinen Unterschied als den des technischen Fortschritts, des Fortschritts in der Übung von Auge und Hand. Für die Entwicklung der Plastik im Individuum ist also kein besonders großer Gewinn an Erkenntnis zu erhoffen, zumal der Fortschritt im logischen und ästhetischen Werturteil schwer erkennbar ist. Anders ist dies beim Zeichnen aus den schon oben angeführten Gründen; das Zeichnen erfordert

mehr Denktätigkeit, mehr Urteilskraft als das Formen, weil hier größere Schwierigkeiten zu überwinden sind. Mit vollem Rechte konstatiert Ricci, daß in der primitiven Plastik weniger Fehler sich finden als in der Malerei, daß in der letzteren insbesondere viel mehr logische Irrtümer vorkommen. Wir beobachten aus diesem Grunde in der zeichnerischen Darstellung mehr Fortschritt, mehr Entwicklung. Der Ursprung des Zeichnens ist überall der gleiche, geht bei allen Völkern in der Regel auf den Nachahmungstrieb zurück und beginnt überall mit der rein motorischen Nachahmung, dem sinnlosen Kritzeln. Dann folgt überall der Übergang zu den ersten sinnvollen Darstellungsversuchen, zum primitiven Schema. Auf dieser Stufe wird noch kein Gewicht darauf gelegt, daß die Darstellung dem Objekt ähnlich ist; das Gezeichnete „bedeutet“ lediglich den Gegenstand oder die einzelnen Teile desselben. Der Zeichner stellt nicht dar, wie er ihn in einem gegebenen Augenblicke sieht, sondern was er von ihm weiß; er gibt seinen Vorstellungsinhalt zu Papier, und deshalb bezeichnet Wundt diese Art der graphischen Darstellung als ideographischen Typus. Unsere europäischen Kinder verharren in diesem interessanten Entwicklungsstadium etwa bis zum 9. oder 10. Lebensjahre. Dann folgt bei ihnen die Annäherung an den Standpunkt der Erwachsenen. Die Darstellung wird möglichst der Wirklichkeit angeglichen, wird erscheinungs- und formgemäß, wird perspektivisch richtig. Der Zeichner stellt nicht mehr alles dar, was er weiß, sondern nur, was er sieht; die Stufe des physiographischen Typus wird erreicht. Diese Stufenfolge hat bereits Wundt erkannt, Kerschensteiner hat sie durch eingehende Untersuchungen bestätigt. Die englische und amerikanische Literatur hat sich vorwiegend mit der graphischen Ausdrucksfähigkeit des vorschulpflichtigen Lebensalters befaßt. J. Sully, der in seinen „Untersuchungen über die Kindheit“ die Kinderzeichnung eingehend behandelt, zieht nur Material bis zum 7. Lebensjahre heran und kommt infolgedessen bei seinem Versuche, die zeichnerische Entwicklung des Kindes zu periodisieren, zu wenig glücklichen Ergebnissen.

Durchlaufen nun die Kinder der Naturvölker zeichnerisch dieselbe Bahn wie unsere Kinder? Auf den Wert, den hier die vergleichende Forschung besitzt, ist bereits mehrfach hingewiesen worden, so von Sully, Pappenheim, Levinstein, Kerschensteiner. Der Vergleich lehrt, daß zwar die Richtung, die Tendenz der geistigen Entwicklung gemäß der allgemein menschlichen Veranlagung die gleiche ist bei allen Rassen, daß aber — abgesehen von den Differenzen der Individualitäten — dieselbe Bahn nicht überall bis zu demselben Endpunkte durchlaufen wird, daß vielmehr die Individuen der Naturvölker bald erheblich hinter den Angehörigen der Kulturvölker zurückbleiben und frühzeitig stillstehen. Die Inderknaben und die Negerknaben Afrikas gelangen z. B. — wie die Lamprechtsche Sammlung beweist — nicht zum physiographischen, erscheinungsmäßigen Typus, sondern bleiben auf dem Standpunkte der ideographischen Darstellungsweise, im Stadium der bloßen Erinnerungs-

bilder, der Schemata stehen; infolgedessen machen noch die Darstellungsversuche von 16- bis 18jährigen Negerknaben den Eindruck, als ob sie von 6- oder 8jährigen herrührten.

Woher kommt dieser auffallende Unterschied? Zunächst hat er offenbar seinen Grund im Objekt der Rezeption selbst, in der Volkskultur. Die Individuen ahmen die zeichnerischen Produkte der alten Generation nach und übernehmen insbesondere auch durch Rezeption deren Technik. Aber diese Technik ist nicht bei allen Völkern die gleiche und steht insbesondere nicht auf gleicher Entwicklungsstufe. Die Individuen der Naturvölker gelangen, wie alle Beobachtungen lehren, innerhalb ihrer Kulturwelt nicht bis zum physiographischen Typus, sondern bloß bis zum ideographischen Typus; dieser ist das Endziel der Nachahmung, denn er gehört ihrer Kulturwelt an. Die Individuen haben also bei den verschiedenen Rassen nicht gleichwertige Rezeptionsobjekte vor sich; die Kinder der Kulturvölker rezipieren eine hochstehende, die Kinder der Naturvölker eine primitive Kultur. Bei jenen werden also höhere Anforderungen an die Rezeptionsfähigkeit der Jugend gestellt als bei diesen. Infolgedessen machen wir auch die Wahrnehmung, daß unsere europäischen Kinder nicht schon in den ersten Jahren zeichnerischen Darstellens den Standpunkt der Erwachsenen, den Höhepunkt der Kultur erreichen — trotzdem sie doch in die Kulturwelt hineingeboren wurden — sondern erst nach vielen Jahren in ganz allmählicher Annäherung. Besonders auffällig zeigt sich diese Tatsache in der Raumdarstellung. Bereits in den ersten Lebensjahren betrachten unsere Kinder gern Bilderbücher, sind demnach schon frühzeitig dem Einfluß der Vorlagen ausgesetzt. Trotzdem erfassen sie das Raumproblem ziemlich spät. Erst stellen sie den Raum, insbesondere die Bodenfläche, überhaupt nicht dar; sie betrachten das Papier, auf das sie zeichnen, selbst als die Bodenfläche, auf die sie ihre gezeichneten Menschen ebenso hinstellen — besser: hinlegen — wie die Zinnsoldaten auf die Tischplatte. Nach dieser raumlosen Darstellung folgt der Aufbau der Figuren auf der Grundlinie, so wie wir es auf den ägyptischen Wandgemälden zu sehen gewöhnt sind. Die Bodenfläche ist vertreten durch eine Linie oder einen schmalen Streifen, auf welchen Menschen und Tiere gestellt werden. Auch hier noch kommt der Zeichner in Verlegenheit, wenn er Ausschnitte aus der Bodenfläche darstellen soll, z. B. einen Teich, einen Fluß, einen Garten. Er hilft sich meist, indem er auf die frühere Stufe zurückgreift und das betreffende Stück der Grundfläche als von oben gesehen zeichnet. Auch hierzu gibt es in der Kunstgeschichte, selbst in der deutschen des Mittelalters, analoge Beispiele in reicher Zahl. Einzelne Individuen sind aber bereits intelligent genug, auch in diesem schwierigen Falle konsequent zu bleiben; sie stellen auch Teich, Fluß und Garten streng im Profil dar, so daß also z. B. das Flußbett im Querschnitt erscheint. Erst nach Überwindung dieser Stufen gelangt der Knabe zum Endziel, zur eigentlichen perspektivischen Darstellung, die meist nur mit Hilfe der Umgebung erreicht wird.

Wir stellen also fest: 1. Das Individuum erreicht den jeweiligen Standpunkt der Zeichenkunst seines Volkes auf dem Wege der Rezeption. 2. Das Individuum rezipiert bei Kulturvölkern eine hohe, bei Naturvölkern eine primitivere Kultur. 3. Trotzdem das Individuum von Geburt an in seiner Kulturwelt aufwächst, findet bei hoher Kultur die Rezeption nicht sofort in vollem Umfange statt, sondern schreitet nur allmählich und stufenweise vorwärts. Diese letztere Feststellung nötigt uns nunmehr, zum Schlusse unserer Betrachtung neben den sozialen, den Kultur-Bedingungen auch den psychischen Bedingungen nachzugehen und zu untersuchen, welcher innere Zusammenhang zwischen den Rezeptionsvorgängen und der seelischen Entwicklung selbst besteht. Daß ein solcher Zusammenhang vorhanden sein muß, folgert ganz selbstverständlich aus der Tatsache der allmählich zunehmenden geistigen Aufnahmefähigkeit, ergibt sich auch von selbst aus der Tatsache, daß das eigentlich „künstlerische“ Interesse sich im Kind ziemlich spät herausbildet, daß letzteres anfangs nur für den Gegenstand selbst, erst späterhin auch für seine Darstellung und die Form dieser Darstellung Verständnis hat. Die Kinderzeichnung hat, wie allgemein anerkannt ist, erst lediglich den Charakter der Mitteilung, der Schilderung, entsprechend der Sprache; später erst wird sie Kunstprodukt im eigentlichen Sinne des Wortes. Diese Momente sind zweifellos von dem Wachstum der Psyche abhängig, auf das wir kurz noch etwas näher eingehen müssen.

Worin das Wesen der seelischen Entwicklung eigentlich besteht, ist für die Wissenschaft gegenwärtig leider noch nicht recht klar. In den Handbüchern der Psychologie erkennt man nirgends den Versuch, eine einigermaßen befriedigende Definition der Psychogenese zu geben. Die Wundtsche Psychologie kennt keine psychische Entwicklung der Gesamtheit, keine seelische Fortbildung der Völker, sondern nur eine Entwicklungsgeschichte der Seele, welche die Seele, so wie sie jetzt ist, historisch-genetisch zu erklären sucht. Hinsichtlich des Kindes setzt Wundt den Begriff der Psychogenese voraus, ohne ihn zu definieren. Klar ist, wie bereits betont worden ist, daß der Kulturerwerb des jugendlichen Individuums nicht in den Bereich der Psychologie gehört; weder die sprachliche und künstlerische, noch die ethische, logische und religiöse Entwicklung des Kindes ist identisch mit der seelischen Entwicklung. So bleibt nur übrig die Höherbildung der psychischen Prozesse an sich, nicht die Höherbildung der Bewußtseinsinhalte, sondern die des Bewußtseins selbst. Nach Strümpell besteht das Wesen der Psychogenese in dem Fortschritt vom psychischen Mechanismus zur freiwirkenden psychischen Kausalität, in dem Übergang vom unnormierten zum normierten Ablauf der psychischen Vorgänge. Dieser Fortschritt fällt zweifellos zusammen mit dem Fortschritt des Bewußtseins im Individuum, der auch für das Seelenleben der Völker festgestellt worden ist; A. Bastian hat diese Bewußtseinsentwicklung für die Ethnologie, K. Lamprecht für die Kulturgeschichte nachgewiesen; sie läßt sich schließlich bezeichnen, worauf bereits E. M. Arndt aufmerksam gemacht hat, als der

Übergang vom passiven zum aktiven Seelenleben — auch in der modernen Psychologie spielen ja diese beiden Begriffe der Passivität und der Aktivität eine hervorragende Rolle¹⁾).

An diese Bewußtseinsentwicklung, die natürlich wiederum ihrerseits stark von äußeren Einflüssen abhängig ist und durch dieselben sowohl gefördert wie gehemmt werden kann, ist nun die Kunstentwicklung des Kindes fest gebunden. Wir müssen den Erwerb der physiographischen Darstellungsfähigkeit auf dem Umweg über das ideographische Stadium hinweg zugeben, weil auch das psychische Wachstum nur ein allmähliches ist und das psychische Stadium der Normierungsfähigkeit, der Fähigkeit zum bewußten Werturteil nur erreicht wird auf dem Umweg über den Assoziationsmechanismus hinweg. Das Kind wächst zwar in die Kulturwelt von Geburt an hinein; aber es vermag nur insoweit zu rezipieren, nachzuahmen, als dies der Rhythmus seines geistigen Wachstums zuläßt. Auch die Rezeption der Kunst ist also gebunden an die jeweilige Stufe der durch die psychische Entwicklung bedingten Rezeptionsfähigkeit. Die Herrschaft des Assoziationsmechanismus wird vor allem gekennzeichnet durch das freie, ungebundene Spiel der Phantasie, das dem Seelenleben unserer Kinder etwa vom vierten bis zum zehnten Lebensjahre das charakteristische Gepräge verleiht. Durch die Phantasie, die das Kind mehr ein Innenleben als ein Leben in der Außenwelt, der Welt der Tatsachen führen läßt, wird naturgemäß die Fähigkeit der Naturbeobachtung zurückgehalten, die Sinne weniger geübt. Diese Tatsache entspricht ganz dem Leben der Naturvölker, die auffallende Proben von guter Schulung der Sinneswerkzeuge ablegen, die uns durch die Leistungen von Gesicht, Gehör und Geruch in Erstaunen setzen, dafür aber recht arm an Phantasie sind. Zwar zeichnen sich auch bei uns oft schon kleinere Knaben durch eine gewisse Beobachtungsgabe aus und kennen z. B. genau alle Bestandteile eines Automobils, eines Straßenbahnwagens, einer Flugmaschine. Aber meist ist diese Art von Beobachtungsgabe nur scheinbar vorhanden. Sie ist nur das Symptom des durch das Interesse auf bestimmte Gegenstände gelenkten Erkenntnistriebes, wie sich durch Beobachtungen reichlich belegen läßt. Für diese kindliche Phantasie nun ist die zeichnerische Darstellung gleich der Sprache weiter nichts als ein sehr geeignetes Mittel, dem inneren Leben Ausdruck zu geben, der Phantasiewelt Leben und Wirklichkeit zu verleihen. Das Kind will nur seine Gedankenwelt zu Papier bringen, nicht aber ein Objekt der Außenwelt möglichst ähnlich darstellen; daher hat es zunächst nicht das geringste Interesse daran, ob die Darstellung richtig oder schön ist, es will nur mitteilen, erzählen. Für die Schwierigkeit der Menschendarstellung, für die Probleme des Raumes, der Perspektive hat es daher weder Interesse noch Verständnis. Beides kommt erst, wenn die wilden Wogen der regellos schaffenden Phantasie mit dem höheren Knabenalter sich zu beruhigen beginnen, wenn

¹⁾ Zu diesem wichtigen Punkte vgl. S. 21 f. meines Buches.

das wachsende Bewußtsein auch die Vorstellungsmassen unter die Herrschaft des eigenen Willens bringt. Dann tritt an die Stelle der Phantasie das Urteil, der regelnde Verstand. Das logische und ästhetische Werturteil taucht auf in kausaler Verbindung mit schärferer Beobachtung der Außenwelt; von diesem Zeitpunkte an verschwinden die mancherlei Irrtümer aus der Kinderzeichnung. Es werden keine Profile mit zwei Augen und zwei Nasen, keine Körper mit durchsichtiger Kleidung in Frontansicht, und linksseitwärts gerichteten Füßen mehr gezeichnet, und die Bodenfläche wird, wenn auch vielleicht noch nicht perspektivisch, so doch mindestens streng im Profil dargestellt.

Dieser enge Zusammenhang zwischen Psyche und Kultur zeigt sich nicht bloß bei uns, sondern auch bei den Naturvölkern. Zwar ist die Pädalogie der Naturvölker augenblicklich noch ein arg vernachlässigtes Gebiet. Von Ausländern haben sich nur D. Kidd und A. E. Chamberlain eingehender damit befaßt, von den deutschen Ethnologen bloß K. Weule. Trotzdem ist doch schon mancherlei erkennbar, namentlich, seitdem uns Lamprechts reiche Sammlung internationaler Kinderzeichnungen zur Verfügung steht. Daß der Neger nicht nur kulturell, sondern auch seelisch auf tieferer Stufe steht als wir, wird zwar von Wundt, Ratzel u. a. geleugnet, kann aber dessenungeachtet kaum ernstlich bestritten werden. Er — der erwachsene Neger — hat zu viele Momente in seiner Psyche, die an unsere Kinder erinnern. In der Hauptsache ist sein Seelenleben als passiv zu charakterisieren, wie besonders F. Schulze hervorhebt; es steht vorherrschend im Banne des Associationsmechanismus. Der Neger ist in seinem Handeln vorwiegend abhängig vom Gefühl des jeweiligen Augenblicks, die Fähigkeit zu zielbewußtem Handeln geht ihm ab. Noch weit mehr gilt natürlich vom Kinde das, was vom Erwachsenen gesagt wird. Kidd hebt in seiner Arbeit über die Kaffernkinder besonders zweierlei hervor: das Zurückbleiben der Phantasie und des Ichbewußtsein. Von dem Ichbewußtsein sagt er: „Es ist sehr fesselnd, die Dämmerung des Selbstbewußtseins im Kinde zu beobachten. Diese entzückende Periode, welche bei europäischen Kindern nur einige kurze Monate andauert, kann sich bei Kaffernkindern auf viele Monate oder gar Jahre erstrecken. Es ist, als ob ein Hemmschuh das rollende Rad des Biographen zurück hielte, sodaß von den auf den Schirm projizierten Bildern jedes folgende eine beträchtliche Zeit vor dem Staunen des Publikums andauert. Der Unterschied ist ebenso groß wie der, welcher zwischen einem eiligen tropischen Sonnenaufgang — der in einer halben Stunde beendet sein kann — und einer allmählichen, langsamen arktischen Dämmerung besteht, die einen halben Tag andauern kann.“ Über die Phantasie berichtet er: „Fähigkeiten wie z. B. Fertigkeiten, Nachahmungstrieb entwickeln sich, wie es scheint, in schwarzen Kindern noch in einem früheren Alter als bei weißen Kindern; aber die höheren Fähigkeiten entwickeln sich später und hören früher auf. Kein englischer Bauernjunge könnte solche ausgezeichnete Vogelfallen im Alter von drei Jahren herstellen, wie das Kaffernkind dies fertig bringt; aber ein

Bauernkind von drei Jahren könnte eine Phantasiekraft zeigen, wie sie selbst ein schwarzes Kind von sieben Jahren nicht hätte.“ Diese Armut der Phantasie zeigt sich besonders deutlich im Spiel; P. Reichard, Weule u. a. heben hervor, daß die Negerkinder keinesfalls imstande sind, „sich derart ins Spiel zu vertiefen, daß für sie viele Stunden lang die Außenwelt nicht existiert“. Je weniger sie nun zum Innenleben befähigt sind — die größere Phantasiebegabung scheint Erbgut der arischen Rasse zu sein — um so stärker müssen naturgemäß die mit der Außenwelt korrespondierenden Funktionen ausgebildet sein. Deshalb finden wir bei den Negerkindern größere Übung der Sinne und der Hand, in Verbindung damit einen intensiver entwickelten Nachahmungstrieb. Man müßte nun — wegen der größeren Naturbeobachtungsfähigkeit — eigentlich auch auf höhere Kunstentwicklung schließen. Aber diese ist nicht vorhanden und kann es nicht sein, weil der Kreis der Naturbeobachtungen nur ein beschränkter ist. Die Künstler aus den Höhlen der französischen Diluvialzeit sind als geübte Jäger auch gute Tiermaler; aber sie sind weder zu richtiger Menschendarstellung, noch zur Raumdarstellung fähig¹⁾. Ihnen geht es hier wie dem für Maschinenbau sich begeisternden Europäerknaben; die Beobachtungsgabe ist, weil einseitig, vorwiegend auf das Konto des unwillkürlichen Interesses zu setzen. Die Kunst muß beim Negerindividuum auf niedriger Stufe verharren, weil seine Bewußtseinsentwicklung nicht zum Werturteil führt. So muß er ideographisch darstellen; seine Bilder sind nicht Kunst, sondern Beschreibung, Mitteilung; sie sind nicht Nachahmung der Natur, sondern Reproduktionen nach der Erinnerung. Übereinstimmend berichten Forscher wie K. von den Steinen, Weule u. a., daß der Indianer oder Neger beim Zeichnen sich nicht nach dem Objekte richtet, selbst wenn dieses dicht vor ihm steht; er verhält sich hierbei genau so wie unsere Kinder.

So gelangt also das Individuum bei den Naturvölkern nicht bis zum physiographischen, sondern bloß bis zum ideographischen Typus, weil seine seelische Entwicklung nicht zum normierten, durch das Selbstbewußtsein geregelten Assoziationsablauf, sondern nur bis zur mechanischen Assoziation führt. Die Psyche des Naturvolkes selbst aber schreitet nicht vorwärts, weil dem bedeutsame Hindernisse im Wege stehen. Die Psychogenese ist abhängig von äußeren Einflüssen — abgesehen natürlich von der von Generation zu Generation sich forterbenden Veranlagung, die bei den verschiedenen Rassen nicht gleich zu sein scheint. Einerseits fehlen vielleicht die äußeren Anstöße völlig — wir denken hierbei mit A. Wagner an Völker, die weder wandern noch mit anderen Völkern in Berührung kommen. Andererseits ist vielleicht der Abstand zwischen den beiden sich berührenden Kulturen zu groß, was zur Folge hat, daß das primitive Volk wegen der relativ zu geringen Rezeptionsfähigkeit zu Grunde geht — wir denken hierbei an Naturvölker, denen die Berührung

¹⁾ Vgl. Kretzschmar, Kinderkunst und Urzeitkunst. Zeitschr. f. päd. Psych. 1910. S. 354 f.

mit der europäischen Kultur zum Unheil gereichte; auf solche aussterbende Nationen haben neuerdings insbesondere Blum und Dempwolff hingewiesen. Schließlich ist als sehr wichtiger Faktor für den geistigen Stillstand primitiver Völker noch die Macht der Tradition heranzuziehen, worauf besonders Chamberlein aufmerksam gemacht hat. Die Kunst erscheint wie alle Kultur bei den Naturvölkern als geheiligte Sitte, an der nicht gerüttelt werden darf. Infolgedessen wird die junge Generation von früh an wohl zur Nachahmung angehalten, aber am selbständigen Fortschritt gehindert; der Sohn darf nur den Kulturbesitz des Vaters erwerben und nicht über ihn hinausgehen. So ist es ganz selbstverständlich, wenn A. Maas in seiner Arbeit über die Kunst der Mentawai-Insulaner berichtet, daß bei diesem Volke schon 1847 dieselben Ornamente vorgefunden wurden, die es heute besitzt, und wenn er konstatiert: „Wie der Großvater seine Waffen verzierte, genau so macht es heute der Enkel.“

Wie wir sehen, hat Goethe demnach nicht so ganz unrecht, wenn er in den Gesprächen mit Eckermann fragend ausruft: „Am Ende ist alles Influenz?“ Der Blick auf die Völker niederer Kultur lehrt deutlich — der Blick auf die geistige Entwicklung unseres deutschen Volks würde es auch lehren —, daß von einer Kunstentwicklung unserer Kinder als einer Evolution, einer Entwicklung von innen heraus keine Rede sein kann. Die Kunst ist das mühsame Produkt tausendjähriger Volksgeschichte, erworben und fortgebildet von der alten Generation. Die Jugend ist zwar befähigt zu selbständiger Schöpfung, würde aber nur die Kulturgeschichte von vorn beginnen: die von der Natur ihr gesetzte Aufgabe ist die Aufnahme der von der Generation geschaffenen Kulturwerte. Was wir im Kinde Kunstentwicklung nennen, ist nichts weiter als die langsam wachsende Rezeptionsfähigkeit, die allmählich wachsende Kraft der Kulturassimilation. Das Kind nimmt entweder rein passiv die Kunsttechnik der Erwachsenen in sich auf oder, wo seine geistige Reife es selbständig zu höherer Darstellungsweise befähigt, kommt es zu eben dieser geistigen Reife durch das Heranwachsen im Bannkreise der von der Kulturwelt seiner Nation gegebenen Anregungen, verdankt also auch die selbständige Schöpfung der Umgebung; direkt oder indirekt, jedenfalls ist seine Kulturentwicklung durchaus abhängig von der jeweiligen Kulturhöhe des Volkes, sie ist das Produkt derselben, und die Erziehung ist nichts anderes als ein planmäßiges Eingreifen in diesen Erwerbsprozeß, unterstützend, fördernd. Wir haben bereits an anderer Stelle ausgeführt, daß die Völkerkunde die Urzeit der Kulturgeschichte erklären hilft. Die Kunst unserer germanischen Vorfahren — insbesondere die Kunst der graphischen Darstellung — zeigt auffallende Züge geistiger Verwandtschaft mit den Leistungen der Naturvölker und weist deutlich auf den gleichen seelischen Standpunkt hin. So ist demnach auch die Kulturwelt, in welche die Jugend der germanischen Vorzeit hineinwuchs, gleichen Charakters gewesen und hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert verändert, jeder neuen jungen Generation ein neues Gesicht zeigend. Dieser offenbare Unterschied aber,

der zwischen der Kindheit von einst und jetzt besteht, zeigt deutlich, welche überlegene Bedeutung in der geistigen Entwicklung des Kindes dem Außenfaktor gegenüber dem Innenfaktor beizumessen ist. Er lehrt, daß die Probleme der Kindheitsentwicklung zwar nicht gelöst werden können ohne die Hilfe der Psychologie, daß sie aber andererseits auch nicht lösbar sind ohne eingehende Berücksichtigung der Kulturgeschichte. Quod erat demonstrandum!